



Wiesbaden, 24. Juni.

* Kennzeichnung des nassauischen Zuchtgeflügels durch Zuhänge. Die Landwirtschaftskammer für den Regierungsbezirk Wiesbaden giebt auch in diesem Jahre zur Kennzeichnung des nassauischen Zuchtgeflügels Geflügelringe heraus, worauf wir die Besitzer von Bruteiern und die Züchter von Geflügel nassauischer Zuchtrichtung hierdurch aufmerksam machen wollen. Die Zuhänge, welche somit die Gewähr bieten, daß es sich wirklich um in Nassau gezüchtete Thiere handelt, werden nur von den Geflügelzuchtstationen der Landw.-Kammer abgegeben. Die Anlegung der Ringe hat für die Landwirthe weiter den Zweck, daß sie das Alter der Thiere leicht erkennen können. Die Ringe dürfen von den Stationsinhabern nur an solche Landwirthe und Züchter abgegeben werden, welche aus ihrer Station eine entsprechende Anzahl von Bruteiern geholt haben oder welche den Nachweis liefern, daß ihre jungen Thiere durch deren Eltern oder in anderer Generationsfolge doch von der Station herkommen. Die Ringe sind in ihrer Größe so bemessen, daß sie etwa in der 10. bis 12. Lebenswoche aufgezogen werden können und kosten pro Stück 3 Pf. Über die Anlegung der Ringe erhält jeder Besteller eine gedruckte Anweisung. Es können also in diesem Jahre nicht nur die Bruteier-Abnehmer, sondern auch solche Züchter Ringe bekommen, welche im vorigen Jahre Bruteier bezogen haben und aus dem so erhaltenen Zuchtstamme nachgezüchtet haben, worauf wir ganz besonders aufmerksam machen wollen. Es empfiehlt sich, die Bestellungen bei den betr. Zuchtstationen umgehend zu machen und genau anzugeben, wie viele Ringe für Hühner und wie viele für Gänse gewünscht werden.

Das Kistenblatt des Nassauischen Kunstvereins. Seit einigen Tagen ist im hiesigen Museum sowie in den meisten Buch- und Kunsthandlungen Wiesbadens das diesjährige Kistenblatt des Nass. Kunstvereins ausgestellt, das zugleich seitens des Vorstandes als Huldbildung für den großen Todten des vergangenen Jahres gedacht ist. „Das Gefilde der Seligen“ gehört zu den hervorragendsten Schöpfungen Arnold Böcklins, es eröffnet sozusagen die Periode seines Schaffens, die man als die seiner höchsten Meisterschaft bezeichnen kann. Die Idee des Bildes, das im Jahre 1880 von der Nationalgalerie in Berlin erworben wurde, hat zu manchen Er-

klärungen Veranlassung gegeben. Nach einer Mitteilung des Malers an Professor Daud in Berlin, der erst vor wenigen Wochen bekannt wurde, wollte Böcklin in dem Wunderwesen im Vordergrund des Bildes die Würde personifiziert durch Chiron, der dem Alterthum als der gerechteste aller Centauren gilt, darstellen, wie er die Anmuth in die Gefilde der Seligen geleitet. Die Figuren rechts von diesem Mittelpunkt dachte sich der Künstler als Wasserdämonen, die die Ankommenenden mit schmeichlerischen Lockungen zurückhalten suchen. Die Höhle am Felsen dahinter soll den Eingang zur Unterwelt anzeigen. Im Hintergrunde links sieht man einen Hain mit einem Altar, der von festlichgeschmückten Gestalten umstanden wird. Davor lagert auf der blumigen Au ein Paar der abgechiedenen Seligen, worunter der Maler, nach seiner eigenen Deutung, sich selbst und seine Gattin gemeint hatte. Die Photographie nach diesem Gemälde ist von der Verlagsanstalt J. Brudmann in München in bekannter Güte hergestellt worden.

* 29. Generalversammlung des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins zu Wiesbaden. Die Sektion Wiesbaden hat nunmehr die Einladung zu der am 4. bis 7. September hier tagenden Generalversammlung des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins an die Schwestersektionen beider Länder ergehen lassen. Desgleichen sind Rundschreiben und Aufforderungen zur Theilnahme den hiesigen Mitgliedern und sonstigen Vereinen und Personen, bei denen ein besonderes Interesse vorausgesetzt werden kann, zugegangen. Ueber den Festplan ist vor kurzem berichtet worden. Wer etwa irgend eine Aufklärung betreffs der Generalversammlung zu haben wünscht, wird gebeten, sich an den „Festauschuss“ der Sektion Wiesbaden für die 29. Generalversammlung des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins zu wenden. Es sei bei dieser Gelegenheit auch bemerkt, daß die viel besuchte Wiesbadener Hütte in der Silbretta auch in diesem Jahre von dem rühmlichst bekannten Bergführer Ignaz Lorenz von Anfang Juli ab bewirtschaftet werden wird. Besucher der prächtigen Gruppe werden also wieder Gelegenheit haben, einen erstklassigen Führer für ihre Touren in der Hütte selbst engagieren zu können.

* Das Kaiser-Panorama bietet in der laufenden Woche Gelegenheit zu einem das Gemüth erfrischenden Ausflug nach Ober-Italien, an den herrlichen Lago Maggiore und den Como-See. Die paradiesische Schönheit dieser beiden Seen mit ihren Inseln und Uferlandschaften werden uns in 50 überaus gelungenen malerischen Aufnahmen vor Augen geführt. All die berühmten Orte, das Ziel so vieler Italienspilger: Locarno, Ballanza, Isola Bella, Acona, Bellagio, Como, Varenna, Lecco, Breseia u. a. kommen in Sicht. Außer diesen unergleichlich schönen Seegenossen enthält der Cyclus noch eine Anzahl Gebirgs-scenerien vom Matterhorn, Mont-Blanc, Monte Rosa u. a. Eine Wertwürdigkeit ist die riesengroße Statue des heiligen Karl Borromäus bei Acona und die wunderbar modellirte Figur der trauernden Wittve im Dom von Breseia.

Standesamt Dohheim.

Geboren: Am 1. Juni dem Maurer Karl Wilhelm Heinrich e. T. Wilhelmine. — Am 2. Juni dem Buchführer Heinrich Klein Zwillinge, Emilie Margarethe und Erna Philippine. — Am 2. Juni dem Fabrikarbeiter Johann Groh e. T. Sophie Catharine. — Am 6. Juni dem Tagelöhner Giuseppe Scarton e. S. Angelo Johann Baptist. — Am 6. Juni dem Maurer August Koffel e. S. Karl Friedrich. — Am 9. Juni dem Maurer Philipp Friedrich Schäfer e. T. Elise Louise. — Am 9. Juni dem Schmied Joseph Gottwald e. T. Lina Luise Hermine. — Am 10. Juni dem Tischler Friedrich Wilhelm Diez e. T. Biette Auguste. — Am 13. Juni dem Herrschaftskutscher Johann Dienst e. S. Joseph Adolf. — Am 15. Juni dem Architekten August Emil Horz e. S. Friedrich August.

Aufgeboren: Am 11. Juni der Spengler Adolf Müller aus Wiesbaden mit der Auguste Henriette Katharine Koffel.

Verheiratet: Am 14. Juni der Schreiner Heinrich Karl Bremser mit der Dienstmagd Elisabeth Stroh. — Am 14. Juni der Schlosser Georg Hüppner mit der Büglerin Ernestine Meffert.

Gestorben: Am 3. Juni der Luise Wilhelm Wittwe, ihre uneheliche Tochter Luise Wagner 10 Monat. — Am 5. Juni dem Padermeister Georg Gaus seine Tochter Emilie 6 Monat alt. — Am 5. Juni die Johanna Philippine Fischer Wittwe geb. Schäfer 65 Jahre alt. — Am 6. Juni der Dreher Conrad Hörstel 28 Jahre alt. — 8. dem Heinrich Danner e. S. Emil Heinrich, 20 Tage alt. — Am 13. Juni die Elisabeth Elise Helwig Wittwe geb. Hüb. 28 Jahre alt. — Am 13. Juni der Ludwig Koch, Buchhalter 65 Jahre alt. — Am 14. Juni der Tagelöhner Philipp Adam Seel. 50 Jahre alt.

Sarg-Magazin

Philipp Kilb, Römerberg 6,
empfiehlt sein großes Lager aller Art
Holz- und Metallsärge, sowie complete
Ausstattungen
zu billigen Preisen. 1018

Kleineisenwaaren
Werkzeuge u. Werkzeugmaschinen
kauft man am besten
Hellmundstr. 46, Ecke Wellritzstr.
A. Baer & Co. 5140

Trauringe

in massiv Gold von 5 M. an.

Goldwaaren u. Uhren

durch Ersparniß hoher Ladenmiete zu äußerst billigen Preisen.

Fritz Lehmann, Juwelier.

1777

Langgasse 3, 1. Etage, kein Laden, Langgasse 3 1, Etage.



In meinem Zweiggeschäfte
Marktstrasse 19a,
Ecke Grabenstrasse,

werden sämtliche

Schuhwaaren

wegen Aufgabe dieser Filiale,

zu ganz bedeutend herabgesetzten Preisen **ausverkauft.**

5680

Ferdinand Herzog.

Wochenbeilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“

Pr. 25.

Wiesbaden, den 25. Juni.

XVII. Jahrgang.

D. H. G. 92

Das Auflesen von Früchten, die im Zustand der Reife vom Baume geschüttelt werden, ist nicht nur eine mühsame und zeitraubende Arbeit, sondern die Früchte selbst leiden erheblich durch den Aufschlag auf den Boden und verlieren dadurch auch sehr erheblich an Werth. Durch den von Herrn Landwirth Traummüller erfundenen und durch Patentbureau Sad-Leipzig, unter Schutz gebrachten Obstfammelapparat wird das durch Schütteln fallende Obst nicht allein vor Verletzungen bewahrt, sondern das Aufsammlen geschieht äußerst schnell und mühelos. Der neue Obstfammelapparat wird in der Hauptsache durch ein trichterförmig gestaltetes Auffangtuch gebildet, welches nach bewirktem Umlegen um den Baum an den Enden mittelst Schnür- oder Knöpfverschlusses zu schließen ist und mit Hilfe eines Riemens oder einer Schnur fest an den Stamm angeschlossen wird. Am äußeren Umfang wird



das Auffangtuch von einem Ring getragen, welcher von Stützen in angemessenem Abstände vom Erdboden gehalten wird. Neben der dem Baumstamme umschließenden Mittelloffnung besitzt das Auffangtuch eine seitliche Öffnung, an welcher der Auslaufrichter festgelegt ist. Die beim Schütteln des Baumes niederfallenden Früchte werden vom Tuch aufgefangen und von diesem durch den Auslaufrichter einem unter diesem gestellten Sammelgefäß, wie Korb oder dergleichen zugeführt, sodaß sich das Einsammeln der Früchte sehr mühelos vollzieht. Der Apparat ist vom Erfinder mehrfach angewendet und hat sich derselbe als sehr zweckdienlich erwiesen, sodaß er sich auch in weiteren Kreisen einbürgern wird. Herr Traummüller beabsichtigt, die Fabrication dieses Apparates im Ganzen oder theilweise zu vergeben, wofür das Patentbureau Sad. Leipzig. Näheres mittelst.

Zumeist werden Kühe von dieser langwierigen Siechtheit befallen, ganz besonders trüchtige, säugende und Milchkühe, fetter arbeitende Kühe und Ochsen; sie charakterisirt sich durch eine Verarmung doreist des Blutes, später der Knochen an Kalksalzen. Im Beginne der Krankheit zeigen die Thiere eine allgemeine Abmagerung, Mattigkeit und Schwäche, später Schmerzen, joigte Schwäche und Steifheit in den Gliedern, wechselndes Lahmgehen, Anarren und Knaden in den Gelenken, und bei den leichtesten Veranlassungen treten Knochenbrüche ein, namentlich an den porösen Enden der Röhrenknochen, aber auch an den Rippen- und Beckenknochen. Die Thiere verlieren die Lust am Fressen und legen sich schließlich, da sie sich nicht mehr auf den Beinen halten können, und sind dann überhaupt verloren. Auch Gedücht, sowie Eieredige, folsige Substanzen, sowie im weiteren Verlaufe alle edelhaften Beengstände aufzunehmen, sind Zeichen der Krankheit.

Ungehaltene Milch, welche dem Vieh zu ungenügender Nahrung, wie sie noch in vielen Gegenden während des Winters Brauch ist, schwinden die festen Substanzen der Knochen, weshalb diese mürbe und zerbrechlich werden. Dieser Zustand entsteht durch Auflösung der Knochenmasse, zumal der phosphorsauren Alkalien. Während der Knochen eine gewisse Flüssigkeit an, welche die Knochenmasse auflöst und zerstört. Das Knochenmark wird rüchlich, weißlich und gallertartig; wird schließlich auch der Hals steif, so ist das der höchste Beweis, daß auch bereits das Rückgrat ergriffen ist. Am häufigsten kommt diese Krankheit in Gegenden mit vorwiegend feuchten, moorigen und torfianen Weiden, deren Futter besonders arm an Phosphor- und Kalzverbindungen ist, vor und richtet viel mehr Schaden an als alle Viehsuchen zusammen genommen. Wirken die Ursachen nur in gelindem Grade, so kann die Krankheit auf dieser Stufe stehen bleiben und durch bessere Fütterung wieder zurückgehen. Hat das Leiden jedoch einen hohen Grad erreicht, so erfolgen ohne besondere Veranlassung bei Niederlegen oder Aufstehen auch während des Gehens öfter Knochenbrüche des Schenkelknochen, der Rippen und Gliedmaßen, beim Gebrauche der Beckenknochen unter einem deutlichen Knall. Das ist das letzte Stadium der Krankheit, eine Abhilfe gibt es dann nicht mehr. Während des Milchgebens steigern sich die krankhaften Symptome, weil mit der Milch dem Körper viel Kalzsalze entzogen werden, welche, weil nicht genügend im Futter vorhanden, den Knochen entnommen werden.

Vorgebeugt kann der Krankheit nur durch zweckmäßige Fütterung werden. Beschränkung der Kartoffel- und Rübenfütterung, Verabreichung genügender Mengen eines guten Raufutters, fernere von Schrot, Weizen, Hülsenfrüchten, namentlich aber von Weizenfuttermehl, dem soviel als hinreichende Mengen von Pflanzensalz und Kalksalz zugelegt sind, trockenes Lager, trockene und gute Einstreu und luftige Stallungen, sind hier von wesentlicher Bedeutung. Beschränken des Melkens ist ebenfalls geboten.

Was die Behandlung der Krankheit selbst betrifft, so ist die Verlegung des Viehes in solche Gegenden, wo keine Knochenbrüchigkeit herrscht, sehr empfehlenswerth. Als Medicamente reichen man phosphorsauren Kalk, Kaltwasser und Freide; bereits abgemagerten Thieren gibt man zur Hebung der Verdauung auch bittere und aromatische Pflanzensmittel, wie Enzian, Wermuth, Salzwass., ev. auch Eisenpräparate. Das Eingeben ist leicht, da die kranken Thiere diese Mittel aus Instinkt begierig nehmen. Hauptsache ist, die Kur so zeitig als möglich zu beginnen. Gute Pflege, mäßige Bewegung, reichliche Streu, richtig ventilirter Stall, Abreiben des Körpers, Verabreichen proteinreicher Futtermittel, welche gleichzeitig einen hohen Gehalt an phosphorsauren Kalk haben, wie Erbsen, Bohnen, Hafer, Weizen- und Rapsstüben, Stroh von Hülsenfrüchten, sowie Kleeheu vermögen das Uebel in seinen ersten Stadien zu heben und zu lindern. Weiches, laubes Trunkwasser ist zu vermeiden. Auch hier empfiehlt sich die Verabreichung von phosphorsaurem Kalk in Form von Futterknochenmehl oder Futterkalk in der Gabe von 30–60 Gramm täglich für ein großes Rind, von 20–30 Gramm für eine Kuh, von 10–15 Gramm für Schaafe und Kälber sehr.

Der Verlauf der Krankheit ist ein äußerst langwieriger, die fortgeschrittenen Stadien schließen eine Heilung aber von vorn herein gänzlich aus. Das Beste ist dann das Abschachten der Thiere.

Bei unseren heutigen Verhältnissen, wo der Landwirth alles mögliche ausnützen muß um sein Auskommen zu finden und seine Erträge vom Felde zu erhöhen, hierbei selbst kostspielige und nicht immer sich rentirende Versuche unternimmt, und diese am Ende nicht durchführt, mißlingen, läßt er oft ein werthvolles Mittel zur Erlangung seines Zweckes unberücksichtigt, und zwar die Jauche. Obwohl man den Werth der Jauche heutzutage schon so ziemlich zu würdigen gelernt hat, so wird diese noch nicht überall gehörig ausgenützt und läßt die Ausnützung derselben oft noch viel zu wünschen übrig. Betrachten wir nur heutzutage ein Dorf, so sehen wir, wann nicht die einzelnen öffentlichen Organe aus Rücksicht auf die Einkünfte einkreisen würden, die Jauche in den Straßen-Gräben fließen und ist es vielerorts diesen Verfügungen zu danken, daß die Jauche eine praktikablere Verwendung findet, als die Wege zu verunreinigen und die Luft verpestet. Wie viel Geld wird für irgend welchen Kunstbänger, mit welchem in den meisten Fällen so mancher nicht richtig umzugehen weiß, verausgabt, während dieser Geldeswerth durch die Jauche nicht verloren geht! Wenn wir den Werth der Jauche und die darin enthaltenen Bestandtheile ermitteln, welche noch dazu der Pflanze in zuträglichster Form, nämlich flüssig zugeführt werden, das Kilogramm Städtstoff mit 1 A., die Phosphorsäure mit 35 A. und das Kali mit 30 A. berechnen, so stellt sich der Werth eines Metercentner Jauche in seinem Düngerwerth auf circa 2 A. Nehmen wir an, daß ein Stüd Großvieh 40 Metercentner Jauche jährlich erzeugt, so kann man den jährlichen Werth von einem Stüd Hornvieh erzeugte Jauche auf 80 A. annehmen. Natürlich wird der Werth an düngenden Bestandtheilen je nach der Art der Fütterung in derselben steigen oder fallen, was jedoch nicht so erheblichen Schwankungen unterworfen ist. Nehmen wir einen Stand von nur 5 Stüd Vieh an, so repräsentirt die so erzielte Jauche den ganz respectablen Betrag von 400 A. Diese Zahlen gelten nur für reine vom Vieh erzeugte Jauche, welche man in der Praxis in den angegebenen Mengen nicht ganz bekommt, da ein gewisser Theil im Dünger infolge des Auslaufens des Streumaterials bleibt; reine Jauche bleibt aber zurück und hier ist es daher angezeigt, diesen kostspieligen Dungsstoff aufzufangen und vor möglichen Verlusten zu schützen. In erster Linie ist es notwendig, so wenig als möglich verloren gehen zu lassen, einen gepflasterten Viehstall und eine rationelle Ableitung in die Jauchengrube, selbstverständlich auch eine zweckmäßige Anlage derselben zu bewerkstelligen. Die Düngerstätte soll derart sein, daß der Boden derselben undurchlässig ist, damit die vom Dünger durchsickernde Jauche wieder in die Grube zurückfließen kann. Eine derart angelegte Jauchegrube gestattet den Dünger nach Bedarf zu beziehen und die überflüssige Jauche ihrer Verwendung zuführen zu können. Betrachten wir den vorerwähnten Betrag, so findet man, daß keine Auslagen zu groß sind, die man hierfür verausgaben möchte, als daß sie sich nicht bald bezahlt machen würde. Was den Düngerwerth anbelangt, so sieht man die Werthung auf den ersten Blick und braucht sich blos auf einer Grabnarbe in der Nähe einer Jauchelade umzusehen, wie das Gras üppig vegetirt und von dunkelgrüner Farbe ist. Wer hat nicht schon auf einem Felde, wo Dünger auf Haufen lag, beobachtet, daß, obgleich an dieser Stelle kein Dünger zurückbleibt, das Getreide stets schöner steht; es ist nichts anderes als die Jauche von dem ausgelassenen Dünger, welche hier wirkt. In Gegenden, wo der Schafstich als unentbehrlich gilt, sind es auch wieder größtentheils die flüssigen Excremente, welche die Strohweichigkeit dabeist hervorgerufen, und nicht wie gemeint wurde, daß es allein die festen Excremente ihrer Hauptfache nach bewirken. Die Anwendung der Jauche als Dünger hat einen so weiten Spielraum, daß man mit einem Worte sagen kann; sie ist überall anwendbar.

Um das Sülzwerben und Reizen des Spalierobstes zu beschleunigen, verseehe man die betreffende Hinterwand (Mauer) mit einem schwarzen Anstrich. Ist dieselbe indessen die Mauer eines Hauses, welches man dadurch auf die Dauer nicht gern verunzieren möchte, so bringe man hinter den Spalierobstständen zum mindesten schwarzes beizo. dunkles Zeug an und der eingangs erwähnte Zweck wird erreicht werden. Es läßt sich diese dem Laien vielleicht wunderliche Thatsache auf ein einfaches physikalisches Gesetz zurückführen: Dunkle Gegenstände verschlucken bedeutend mehr Lichtstrahlen als helle Körper, welche leiteten das Licht um so vollständiger zurückwerfen, je heller sie sind. Der Beweis ist sehr leicht zu führen, wenn wir daran denken, daß unter einem schwarzen Tuche der Schnee bekanntlich viel schneller schmilzt, als unter einem weissen, indem die schwarze Farbe bedeutend mehr Lichtstrahlen verschluckt

als die helle, und somit auch vielmehr von der mit den Lichtstrahlen gleichzeitig verknüpften Wärme aufnimmt. Ein in der Sonne liegendes schwarzes Tuch wird sich bedeutend wärmer anfühlen als unter gleichen Voraussetzungen ein weißes. — Diese von dem dunklen Gegenstande mehr aufgenommene Wärme kommt dennoch den Früchten zu gute und beschleunigt deren Reife unter gleichzeitiger Vermehrung der Süßigkeit. (Wärme fördert und bedingt Zunderbildung).

Das Entblättern der Gemüsepflanzen. Nicht nur im Gemüsehau sondern auch in der Landwirthschaft finden wir oft den schädlichen Brauch, die unteren Blätter der Kohlarten, des Sellerie, der Rüben u. s. w. abzubrechen, um sie entweder zu verfüttern, oder aber, wie beim Sellerie, die Entwicklung der Knolle dadurch zu fördern. Die Gewohnheit ist so eingeweiht, daß es oft trotz der deutlichsten Vorstellungen nicht möglich ist, die Leute davon abzubringen. Das Ausbrechen ist nur dann ohne Schaden zulässig, wenn bloß die bereits absterbenden Blätter entfernt werden; werden aber noch grüne, thätige Blätter der Pflanze genommen, so ist der Schaden, den dadurch die Pflanze in ihrer Entwicklung erleidet, ein bedeutender, als der durch Verfütterung der Blätter erzielte Nutzen. Bei dem Sellerie halten viele diese Arbeit für eine unbedingte Nothwendigkeit, und doch schadet sie hier gerade so wie bei den anderen Pflanzen. Wer einmal versuchsweise den Sellerie zum Theil entblättern und zum Theil unberührt gezogen hat, der wird sich diese Arbeit für die Zukunft sicher ersparen. Nicht das Entblättern, sondern kräftige Düngung, reiche Wasserversorgung und ausgiebiges Gießen sind die Mittel zur Erzielung großer Sellerieknollen. Ein unentblätternes Beet von Sellerie oder Kohlarten ist mehr beschattet, die Verdunstung des Wassers direct durch den Boden ist eine viel beträchtlichere, als bei mehr vom Rand bedeckten Beeten; die letzteren trodnen deswegen bedeutend langsamer aus.

Die Vertilgung von Sauerampfer auf Wiesen. Der Sauerampfer (*Rumex acetosella*) ist auf Wiesen einer der lästigsten Unkräuter. Er kommt meist auf sauren Böden vor und kann, in großen Mengen vom Vieh gefressen, auch giftig werden. Eine Drainage des Bodens, welcher eine stärkere Kalibindung folgt (20 Metercentner pro Hektar), wird in kürzester Zeit die Bodenqualität derart verbessern, daß die Pflanze verschwindet.

Wiefenschwengel gedeiht am besten auf einem niedrigen, etwas feuchten, humosen Lehm- oder Thonboden. Dasselbe wird stets zur Samengewinnung ohne Deckfrucht gesät, und zwar mit 20 Centimeter Abstand gedrillt. Es gibt dann bei genügender künstlicher Düngung mindestens 3 Jahre hindurch einen lohnenden Samen-ertrag, bei rationell behandelter Hackkultur sogar 10 Jahre. Die Ernte muß sehr vorsichtig ausgeführt werden, da die Früchte leicht abfallen. Die Reife ist Mitte bis Ende Juli. Nach dem Schnitt wird der Wiefenschwengel in Puppen gesetzt, und muß derselbe zur Nachreife mindestens 4-5 Wochen auf dem Felde stehen bleiben. Das Aussaatquantum beträgt ca. 30 Kgl. pro Hektar, und der Durchschnittsertrag 6-800 Kg. pro Hektar.

Die ansagezogenen Unkrautpflanzen dürfen nicht auf dem Felde liegen bleiben, weil gar häufig die Samen bis zur erlangten Keimfähigkeit nachreifen, hin und wieder aber auch die Pflanzen, besonders bei feuchtem Wetter, wieder anwachsen und fröhlich weiter wachsen.

Aufbewahrung von Kartoffeln während des Frühsummers.
Bekanntlich werden die für den Winterbedarf nöthigen Kartoffeln in den Kellern leicht schwarz, minderwerthig und weil in Folge des vielen Reimens. Um diesen Uebelstand zu vermeiden, gibt es eine ganz einfache Methode. Man bringe die Kartoffeln, die man aufheben will, sehr vorsichtig in den Keller und vermeide jedes Anstoßen mit der Schaufel. Gut verlesene Kartoffeln thue man in Säde und lasse diese in einen geräumigen Keller tragen und vorsichtig ausschütten, und zwar so, daß die Kartoffeln nicht höher als 20 Centimeter hoch zu liegen kommen. Auf diese Weise werden die Kartoffeln nicht gestoßen, wodurch das Blau-, resp. Schwarzwerden bekanntlich erzeugt wird. Um nun die Kartoffel vom Reimen abzuhalten, lasse man dieselben regelmäßig alle Woche einmal umschaukeln oder vielmehr schüttaum umlegen, und zwar so, daß der Arbeiter mit der Schaufel immer den Boden sucht. Man hat dann niemals nöthig, Kartoffeln obseimen zu lassen.

Behandlung des Düngers während des Sommers. Im Herbst und Winter, wo es an Niederschlägen nicht fehlt, ist der Dünger oft zu feucht und eher ein Ueberfluß als ein Mangel an Jauche im Jauchebehälter vorhanden. Dagegen mangelt es im Sommer meist selten daran und es ist die Gefahr vorhanden, daß der Dünger zu sehr austrocknet. Soll derselbe aber nicht wichtige Nährstoffe einbüßen, so muß derselbe stets feucht und fest gehalten werden. Um dies zu erreichen, muß der Dünger auf der Düngerstätte zunächst ganz eben ausgebreitet und durch das Aufstreuen des Stallviehes recht festgetreten werden. Würde man ihn loser oder gar im Haufen liegen lassen, so würden Sonne und Wind ihn sehr austrocknen. Wöchentlich zwei- bis dreimal ist Jauche darüber zu sprengen, und wo diese mangelt, muß man Wasser nehmen. Jede auf den Dünger verwendete Mähe macht sich reichlich bezahlt.

25 tote Ratten!

Ich bezeuge Ihnen gern, daß Ihr Fabrik-
"Es hat geschmakt" bei meinen Kunden viel
Anerkennung findet, da die Wirtschaftlichkeit die-
seis Mittels eine sehr gute ist. Ein hin-
genannt sein müssender Kunde, der in mein
Juli ein Paket à 12 L. 1. — kaufte, hat dam-
ca. 20 Bienen gesendet. Edelweiß Brennteil.

„Es hat geschmerzt“ ist nur für Magenleider
tödlich, sonst ganz unschädlich. Ein Versuch, wo
man es überlegt! Universal à 20 Pfg.
1 Mt. zu haben. Die Wirkung ist wunderbar.

Erhältlich in den Drogerien
ing, A. Cray, Willy Gräf
Defar Siebert, Apotheker &
Schild, Carl Wigel.

Möbel u. Bette
A. Leicher,



Erhältlich in den Drogerien von: Apotheker A. Ber-
ling, A. Gray, Willy Gräffe, F. Roos Nachf.,
Dokar Siebert, Apotheker Otto Siebert, Wilh.
Schild, Carl Wisel.

Möbel u. Betten gut und billig auch Zahlungs
erleichterungen, zu haben.
A. Leichter, MittelstraÙe 46.



Selbstliebe.

Roman von Constantin Harro.



(6. Fortsetzung).

„Villa Henrietta“ werde“, sagte er überzeugt, „stets das Glück in ihren Mauern bergen, weil Jugend und Schönheit die Weihe über sie ausgegossen. Es sei eine Frühlingsfeier, die man hier begehe, und sie werde weiterwirken in den Herzen der daran Beteiligten und werde ihnen das lichte Kleid der Hoffnung anstehen und den köstlichen Schmutz zärtlichen Erinnerns.“

Kein Laut regte sich, als die beiden geiprochen. Das Glas war auf dem Kiez zerbrochen, das pompöse Breiten einer sonnenhellen Zukunft verklingen, und wie ein Schauer ging ernstes Mahnen über die geistprühende Etta hin.

„Betrügst Du nicht wieder? Blüht Du diesem Hause nicht vielmehr ein Fluch werden als ein Segen?“

Ihr war es, als rausche der linde Abendwind eine Trauerklage. Die Nachtigallen sangen schmelzender, als hätten sie um Frieden. Und der Geist des Hauses raunte ihr schaurig ins Ohr: „Nähre nicht an der Heiligkeit der Gastfreundschaft!“

„Warum so ernst, mein gnädiges Fräulein?“ tönte Steins Stimme zu ihr hin. „War die kleine Feier nicht nach Ihrem Sinn? Dann vergeben Sie mir. Ich möchte nichts gethan haben, was Ihnen den Aufenthalt hier verleidet. Es soll alles licht und schön um Sie sein, wie Sie selbst licht und schön sind.“

„Ich bin es nicht“, entgegnete sie beinahe feierlich, mit einem Rest von Gewissen. „Hüten Sie sich vor mir.“

Er aber lachte der Warnung. Und so wurde sie wieder grausam und höflich innerlich: „Der Thor! Er glaubt sich unüberwindlich. Mag er seinen Lohn empfangen.“

Es war zehn Uhr vorbei, als Bruno Stein die Damen zu Wagen in ihre unwirkliche Klausur zurückbrachte.

Alles hatte sich nach seinen Wünschen geordnet. Sein Abschiedswort lautete:

„Morgen schlafen Sie schon in „Villa Henrietta“!“

„Ja“, antwortete Etta mit leichtem Gähnen. „Morgen schon.“ —

„Wie wollen wir uns denn aber revanchieren?“ brummte Frau von Krosinsky ziemlich ernüchtert, als Mutter und Tochter im schlecht beleuchteten Schlafgemach angelangt waren.

„Dies laß' mir meine Sorge sein!“ antwortete Etta übermüht. „Und — übrigens: gekrönte Häupter werden überall mit Ehrenerweisungen empfangen! Ich aber trage für diesen Mann eine Krone. Mag er mir denn Gold und Weibbrauch opfern.“

Siebentes Kapitel.

„Denke Dir, Friedel war schon hier“, rief Frau von Krosinsky ihrer Tochter entgegen, als diese ein paar Tage später in der „Villa Henrietta“ am Frühstückstisch erschien. „Du Langschläferin, es ist gleich 11 Uhr.“

„Wie Du siehst, habe ich auch bereits Toilette gemacht“,

Nachdruck verboten.

sagte Etta, die Schokolade nehmend, die ihr das Stubenmädchen servierte. Sie sah sehr gelangweilt drein. Als aber die Dienerin das Zimmer verlassen, fragte sie in stürmischer Hast:

„Ja, wo kommt denn Friedel her? Warum liegst Du ihn fort, ehe ich ihn gebrochen hatte?“

„Aus Paris kommt er“, antwortete Frau von Krosinsky ungewöhnlich heiter. „Er sagt, im Sommer wäre es dort nicht auszuhalten. Er müsse noch ein Stück deutschen Frühlings hier mitnehmen. Natürlich kommt er, um Dich zu sehen. Und so weit ist er geworden, so anders. Nun, Du wirst staunen.“

„Also die Schönheit und Gleichmüdigkeit in Person!“ spöttelte Etta.

„Ach, was Du wieder fälscht!“ antwortete Frau von Krosinsky ärgerlich. „Schöne Männer? Eine angenehme Plage sind die nicht im Leben der Frauen...! Du freilich scheinst anders zu denken. Und Friedel? Er ist nicht schön, nicht häßlich. Aber er ist etwas geworden, was viele Männer nicht sind: ein Charakter.“

„Erlaube wenigstens, daß ich ihn meinen Erinnerungen nach häßlich nenne“, bemerkte Etta, ihr Gebäd mit Behagen kumspend. „Und nun wollen wir Friedel, Friedel sein lassen. Er kommt ja wieder. — Eine Klüpe führt dieser Rechtsanwalt, großartig! Gerade als ob er gewußt hätte, daß ich ein Ledermantel bin.“

Frau von Krosinsky seufzte vernehmlich. „Du thust den armen Friedel recht schnell ab. Aber so bist Du ja stets. Was Du hast, schädest Du nicht. Und er freute sich über das ganze Gesicht.“

Etta lachte vergnügt.

„Das läßt sich denken! Schlimm genug, wenn er sauerköpfig gewesen wäre! Hat er denn aber so was wie einen Bart? Männer ohne jeglichen Bartwuchs, die können mir gestohlen bleiben.“

„Er hat, wenn ich mich recht erinnere, einen hellblonden Bart. Du weißt, ich sehe nicht auf solche Neußerlichkeiten“, meinte die Mutter kleinlaut.

„Um! Weißblond also, wie das Strohdach. Muß nicht besonders gut aussehen! Na, ist ja auch schließlich egal... Aber, Mutter, Friedel steht wohl plötzlich riesig groß in der Welt da — weil Du so viel Wesens von ihm machst? Du hast ihn doch sonst nicht für voll genommen, hast es nicht dulden wollen, daß ich dem armen Jungen hin und wieder einen Trostbrief schrieb?“

„Ja, damals!“ verteidigte sich die Mutter, ein wenig rot werdend. „Von nichts wird doch nichts. Wie konnte ich Dir eine aussichtslose Liebeslei gestatten? Ich denke, jetzt liegt die Sache anders.“

Etta gähnte.

„Ist Friedel denn inzwischen Millionär geworden?“

„Nein! Doch Du hast ja das nötige Geld, Dant Arnold“

Negendangs Großmutter. Und Friedel hat das Bäng dazu, in der Welt vorwärts zu kommen! Eine Energie . . . ! Sein letztes Bild ist ihm glänzend bezahlt worden und war doch nur eine winzig kleine Leinwand."

"So, hui! Wenn es nämlich wahr ist!" sprach Etta skeptisch. Jetzt war Frau von Krosinsky ehrlich böse.

"Du solltest Dich wahrlich schämen", fuhr sie auf. "Ueber Friedels Lippen sind noch nicht viel Unwahrscheinlichkeiten gegangen. Das könntest Du wissen."

"So ereifere Dich doch nicht unnötig, Mama", beschwichtigte Etta, gelassen ihren Kuchen zerbröckelnd.

"Die ganze Geschichte ist ja nicht der Rede wert."

Sie erhob sich rasch.

Mit einer ungeduldrigen Handbewegung trat sie an die geöffnete Verandathür — die Damen bewohnten ausschließlich drei komfortabel eingerichtete Parterre-Zimmer — und schaute gelangweilt in den von herrlichen alten Bäumen überlaubten, umfangreichen Garten hinaus. "Ach, dieses langweilige Leben! Wenn sich nur Friedel wenigstens bald bliden ließe."

Die Mutter hatte sich ebenfalls vom Frühstückstisch erhoben. Sie ging mit niedergehängter Miene und großen, ungleichen Schritten im Zimmer auf und ab.

"Ich meine es so gut mit Dir", begann sie wieder. "Meine Vorschläge waren auch nicht nachteilig für Dich. Du wärest mit dem armen Arnold recht glücklich geworden, oder — die Schuld hätte an Dir gelegen. Und nun gar Friedel! Den kenne ich doch wie meine Tasche! Daß auf, der geht mit uns nach Welkersburg und läßt Dir dort eine Villa bauen . . . wenn Du es so willst! Ihn würde ich Dich am liebsten geben. Früher war das eben eine dumme Anekdote, denn Ihr hattet kein Geld."

Etta lachte gerührt.

Sie lief auf ihre Mutter zu, fiel ihr um den Hals und küßte sie ab.

"Was Du Dir das Leben schwer machst!" eiferte sie. "Was kommen soll, kommt doch! Also: sich nur keine grauen Haare wachsen lassen. Lustig gelebt und selig gestorben" — Du weißt ja! — In Friedel will ich Dir zu Liebe möglichst nett sein! Bist Du da zufrieden, geplagteste aller Mütter?"

"Ich muß wohl!" antwortete Frau von Krosinsky mit Thränen in den Augen.

"Ach, Etta, Dein Unglück brähe mir das Herz!"

"Unglück sieht sich so verschieden an wie Glück!" antwortete Etta mit ungewöhnlichem Ernst. "Dann eben lasse mich allein für mein Schicksal sorgen. Da hast Du keine Verantwortung."

Es klopfte leise an die Thür.

Etta sah gespannt auf und ließ die Mutter los.

"Sollte das schon Friedel sein?" dachte sie, während sie "herein" rief.

Der Diener des Rechtsanwalts erschien mit einem prachtvollen Strauß. Ein Briefchen lag bei, in dem sich Bruno Stein nach dem Besinden der Damen und nach ihren Befehlen für den Nachmittag erkundigte. Er sei leider gezwungen, in der Stadt zu dinieren, doch hoffe er, sich gegen sechs Uhr in der Villa vorstellen zu können.

Etta legte ungeduldig Strauß und Brief bei Seite.

"Es ist gut", sagte sie dem Diener. "Eine Antwort nicht nötig. Wir sehen ja den Herrn Rechtsanwalt hier. Aber wenn das Wetter gut bleibt, wollen wir gleich nach Tisch ansfahren. Es ist auch möglich, daß wir zum Diner einen Gast haben. Wollen Sie das in der Küche ansrichten?"

"Zu Befehl, gnädiges Fräulein, sofort!" Mit stummer Verbeugung verschwand der Bote.

"Du kommandierst hier im Hause . . . !" begann Frau von Krosinsky wieder ängstlich. "Daß nur, Mutter!", unterbrach sie Etta. Dem Dienstpersonal haben wir eben zu imponieren. O, ich habe schon bei Excellenz Thonan großartige Studien gemacht. Nur keine Bescheidenheit. Man wird sonst mit Passion in die Ecke gedrückt, und dazu bin ich mir zu gut."

"Aber Friedel hat doch hier nichts zu suchen. Er ist nicht Gast . . ."

"Mein Gast aber", entschied Etta. "Das wäre noch schöner, wenn ich mich hier zu Tode langweilen sollte, weil Herr Bruno Stein Termine hat! Unst!"

"Es klopft wieder!" sagte Frau von Krosinsky und ging nach der Thür.

Das Stubenmädchen fragte an, wo die Herrschaften den jungen Herrn zu empfangen wünschten, der heut schon einmal dagewesen sei und nun im Vestibül warte.

"Ich komme in den Garten", sagte Etta in herrlichem Ton. "Führen Sie den Herrn auf den Aussichtspfad unter der roten Kastanie. Da muß jetzt Schatten sein!"

"Sehr wohl, gnädiges Fräulein!"

Knirschend entfernte sich das Mädchen.

"Na, die hat's Befehlen gelernt!" dachte sie im Abgehen. "Wenn die der Herr Rechtsanwalt heiratet, fährt sie ordentlich zwischen uns. Aber so muß es auch sein. Und die 'große Dame' sieht man ihr auf hundert Schritte an."

Etta hatte unterdessen ihren Schuhschuh aufgesetzt und die Handschuhe übergezogen.

"Ein tête-à-tête, maman", scherzte sie.

"Es geht schon nicht anders. Du siehst, ich habe den höchsten Punkt des Gartens gewählt, damit uns die Dienerschaft gehörig in Augenschein nehmen kann. Im Fall Herr Stein eifersüchtiger Natur ist."

Lachend flog sie über die mit blühenden Blumen bestellte Veranda davon.

Frau von Krosinsky schaute ihr nach, bis ihr weißes Kleid hinter den Büschen verschwand.

Etta eilte mit beschwingten Schritten zur kleinen, tief beschatteten Anhöhe.

Es war eine närrische Freude in ihr. Sie wußte selbst nicht, warum.

Wachte die Kindheit mit einem Zauber Spiegel sie ins Traumland zurück? Und war sie einst so glücklich gewesen auf sonnenbeschienener Haide, mit dem ersten Knaben neben sich, der andächtig zur Kunst als zu seiner Göttin betete, und dem "sie" allein doch alle Kunst zu verkörpern schien?

War das so geblieben? Hing der Knabe von einst, nun, da er ein Mann geworden, noch mit der alten, unverbrüchlichen Treue an ihr? Sie mußte es glauben. Seine Briefe waren voll Trauerns gewesen, als er von ihrer Verlobung erfahren.

Da sie wieder frei geworden, kam er selbst, sie zu fragen . .

Was zu fragen?

"Ach, das hat noch Zeit!" schüttelte Etta die unbequemen Gedanken ab. Sie trat, vom raschen Gehen in der Mittagswärme erhitzt, mit vorgestreckten Händen auf das Plateau der Anhöhe.

"Willkommen, Friedel!"

"Etta, liebe, liebe Etta!"

Der sonnenverbraunte Mensch hatte Thränen in den Kinder-Augen, als er ihre Hände nahm und sie herzlich schüttelte.

Nein, ein Dandy war Friedel Himmelskinder in der Fremde nicht geworden. Etta sah es auf den ersten Blick und fühlte sich erkältet. Die Mutter hatte im Lob übertrieben, wie sie meistens übertrieb.

Immer noch zeigte sich in Friedels Gestalt das Ungefüge, das Wichtige, das ihn unbeholfen machte. Er hatte wohl Manieren gelernt, aber sie waren ihm bedeutungslos geblieben.

Seine Kleidung war weder künstlerisch noch besonders modisch, aber sie paßte durchaus zu ihm, weil praktisch und bequem. Ettas scharfer Blick erkannte sofort die feinen Unterschiede in seiner und Bruno Steins Tracht. Sie rümpfte zum zweiten Mal ein wenig die Nase.

Mit Friedels Gesicht zeigte sie sich noch am zufriedensten. Häßlicher hatte es nicht gut werden können, so war es denn hübscher geworden. Das Haar dunkler und in seiner Fülle echtes Künstlerhaar. Er trug es am Hals verschnitten und es bäumte sich über der breiten Stirn in einer Unwüßigkeit, die dem jungen, frischen Gesicht gut stand. Der große Mund, die stolze Nase waren dieselben geblieben, doch die Augen, stets das Schönste an Friedel, hatten an Schärfe des Blickes gewonnen, nicht aber ihre rührende Treuerzigkeit eingebüßt.

Ein Moment hatte den beiden zur Prüfung des äußeren Menschen genügt.

(Fortsetzung folgt.)



Vier Lebensmüde auf einmal! Ein Schlosserlehrling und ein Dreherlehrling in Elbing hatten mit zwei gleichaltrigen Dienstmädchen Liebesverhältnisse angeknüpft. Als die Eltern dahinter kamen, wurde den Lebenden der Standpunkt klar gemacht. Die vier jungen Leute fahnten daher den Beschluß gemeinschaftlich zu sterben. In einer der letzten Nächte begaben sie sich nach dem Danziger Graben, und nach innigem Abschied sprangen sie in das Wasser. In dem kalten Bade muß es ihnen aber wohl anbehanglich gewesen sein, denn sie schrien aus Leibeskräften um Hilfe. Der Revierwächter hörte es, nahm sich einen auf dem Schleusendam wohnenden Mann mit, und den vereinten Anstrengungen gelang es, die vier Lebensmüden aufs Trockene zu ziehen. Sie hatten schon etwas viel Wasser geschluckt, das eine Mädchen hatte sogar das Bewußtsein verloren. Die Wiederbelebungsversuche waren aber doch von Erfolg.

Kosten des Lebensunterhaltes in Amerika. Die „N. Z.“ schreibt: Die laubläufige Vorstellung ist die, daß der Dollar in den Vereinigten Staaten soviel bedeute wie eine Mark im Vaterland. Das ist freilich cum grano salis aufzunehmen, wenn es auch in manchen Dingen, wie Droschkenfahren, Barbierarbeit, Cigarren buchstäblich zutrifft. Wädeler berechnet in seiner für Engländer geschriebenen, also englische Preise berücksichtigenden Ausgabe die amerikanischen Reisekosten auf ein Viertel bis ein Drittel höher als in Europa. Dies bietet aber keinen Anhalt für die Kosten einer amerikanischen Lebenshaltung. Wer die Vereinigten Staaten längere Zeit kennen gelernt hat, wird immer finden, daß die Preise dort nach oben hin sehr schnell progressiv steigen. Auf den unteren Stufen ist der Unterschied gegen europäische Preise nicht so auffallend ausgeprägt; um so weit zu reichen wie in Deutschland mit 2000 M., wird man in den Vereinigten Staaten 2500 M. aufwenden müssen, aber 4000 M. nach deutscher Lebensführung schwellen in Amerika schon zu 6000 M. an, und 6000 M. deutsch zu 10,000 M. amerikanisch. Auf diese Weise gelangt man dann allerdings zu einem Verhältnis von 1:4, von Mark zu Dollar, aber auf solchen Höhen bewegen sich doch nur die wenigsten Reisenden. Der Grund dieser progressiven Steigerung liegt darin, daß der allgemeine Wohlstand eine Neigung zum Luxus erzeugt hat, durch den der Maßstab für ein standesgemäßes Leben außerordentlich in die Höhe geschraubt worden ist.

Der Werth des Lachens und des Weins. Als Coquelin auf seiner Gastreise nach Konstantinopel kam, landete auch der amerikanische Willibär Banderbilt auf seinen Kreuz- und Quersfahrten im Mitteländischen Meere am Goldenen Horn. Er ließ Coquelin bitten, ihn auf seinem Schiffe zu besuchen, und der französische Künstler erfreute ihn mit einigen Vorträgen. Später beglückwünschte Banderbilt Coquelin und sagte zu ihm: „Ihr Vortrag hat mich sechsmal weinen gemacht und mich zwölfmal zum Lachen gebracht. Ich schätze jede mir von Ihnen entlockte Thräne auf 100 Dollars und jedes Lachen auf 200; somit schulde ich Ihnen 3000 Dollars.“ Und der amerikanische Krösus überreichte Coquelin 15,000 Fres.

Ein Veteran aus der Zeit Kaiser Maximilians von Mexiko. Vor kurzem, so schreiben die „N. N.“ starb in der Hauptstadt Mexiko im Alter von 75 Jahren General Mariano Escobedo, dem sich vor 35 Jahren Kaiser Maximilian im Angesichte der Stadt Queretaro auf dem „Cerro de las Campanas“ ergeben hatte. General Escobedo, der nach 43jähriger aktiver Thätigkeit als Soldat seit längeren Jahren auf seinem Landgute in stiller Zurückgezogenheit lebte, vollendete kurz vor seinem Tode ein größeres Memoirenwerk, das für die Geschichte der Republik Mexiko und des unglücklichen österreichischen Erzherzogs nicht unwichtige neue Details enthalten dürfte.

Zwei einfache Mittel gegen Schlaflosigkeit veröffentlicht die Zeitschrift für angewandte Heilkunde „The Practitioner“. Man nehme ein Stück weiche Leinwand oder Baumwolle von etwa drei Meter Länge und 35 Centimeter Breite, tauche ungefähr ein Drittel der Binde in kaltes Wasser und wickle dieselbe sorgfältig um einen Fuß, so daß die nassen Stofftheile, die direkt auf die Haut zu liegen kommen, völlig befeuchtet sind, dann gebe man ein Stück Guttapercha darüber und stecke den ganzen Fuß in einen wollenen Strumpf. Winteritz hat festgestellt, daß eine Viertelstunde nach Applikation dieser Packung die Temperatur des Ohrs seines Patienten um 48 Grad Cels. gesunken war und daß erst ein bis anderthalb Stunden später der Organismus die ursprüngliche Tempera-

tur wiedererreichte. In besonders hartnäckiger Fällen ist die Prozedur immer zu wiederholen, wenn die Binde eingetrocknet ist. — Ein Arzt von Bowdin College dagegen rät: Man lege sich möglichst bequem hin und lasse die eine Hand auf dem Leibe ruhen. Dann athme man ganz langsam und leise und öffne dabei ebenso langsam die Augen, so daß sie voll offen sind, wenn die Einathmung zu Ende ist. Hierauf lasse man die Augenlider beim langsamen Ausathmen wieder sinken und wiederhole das so lange, bis die Augenlider schwer sind; dann ist das Stadium eingetreten, in dem man ohne Weiteres einschläft.

Die Grabstätte Ferdinand Raimunds.



Die Grabstätte Ferdinand Raimunds in Gutenstein (vergl. die Abbildung) ist einer völligen Erneuerung unterzogen worden. Der Wiener Schrift- und Journalisten Festverein „Concordia“ hat die Gruft umbauen und gegen die schädlichen Einflüsse der Witterung widerstandsfähiger machen lassen. Die zu diesem Zweck erhumerte Leiche des Dichters ist nun am 16. Juni unter Theilnahme einer zahlreichen Festversammlung wieder bestattet worden.

Ratgeber für Frauen

Soeben 10. Aufl. erschienen. (Illustrirt)*

Hochwichtige Erfindungen, patentirt u. preisgekrönt,
sicher und unschädlich. * Ärztlich begutachtet.

Neue Erfindung D. R. Pat.

Unverwundbar einfach und von grosser Wirkung!

Unentbehrlich für jede Frau.

*) Direkter Bezug geg. 1,40 M. durch die Erfinderin, Fr. Hebaume

Wwe. E. Schmidt, Berlin S.W.
Ritterstrasse 49.

Versandhaus hygien. Artikel. Katalog, Geschenken etc. 20 Pf.

Gummi-
Bettunterlagen.

Schwämme
Spritzen
Strümpfe
Eisbäutel
Irrigateure

Gummi-
Latt-u. Wasserkissen.

**Gesundheitsbänden
Teufel's Leibbinden**

etc. empfohlen

Baumcher & Co.

Königl. Hoflieferanten,
Ecke der Langgasse und Schützenhofstrasse. 7472

Aus Vergangenheit und Gegenwart.

Der Streik -- deutschen Ursprungs.

Wenn man glaubt, daß der „Strike“ von England aus nach den übrigen Ländern, so auch nach Deutschland neuerdings importiert ist, so befindet man sich in einem großen Irrthum. Unsere heutigen Arbeitseinstellungen sind nur die Fortsetzung der alten Gesellenaufrände, bei uns, und haben von den Streiks der englischen Arbeiter nicht viel mehr als den Namen geborgt. Diese Aufstände der jüngsten Gesellen kamen ehemals fast in jeder größeren deutschen Stadt vor. In Augsburg legten die „Schuhnechte“ im Jahre 1726 nach vorausgegangenen Straßenkavallen die Arbeit nieder, „schalteten“, d. h. verfehlten die ganze Ortszunft und verließen in einer Anzahl von 107 Personen die Stadt. Sie wandten sich nach der benachbarten Stadt Friedberg. Von letzterem Orte aus erließen sie an ihre Bruderschaften in Hamburg, Leipzig, Berlin, Dresden u. s. w. Anschriften, die folgenden Passus enthielten: „Wir haben einen Aufstand machen müssen, mit diesem, daß wir unsere alte Gerechtigkeit behaupten, und berichten Euch, daß Keiner nach Augsburg reisen thut, was ein braver Kerl ist, oder gehet er hin, und arbeitet in Augsburg: so wird er seinen verdienten Lohn empfangen, was aber, das wird er schon erfahren.“ Wahrlich, sehr deutlich und verständlich. In Bremen wurde im Jahre 1791 von den dortigen Schneidergesellen ein Aufstand in Szene gesetzt, dem sich die Gesellen der übrigen Zünfte anschlossen. Die unzufriedenen Arbeiter verließen ihre Werkstätten, rotteten sich zusammen und verübten so grobe Exzesse, daß das Militär gegen die Ruhestifter einschreiten mußte. Die Tumultuanten setzten den Soldaten Widerstand entgegen, es kam in Folge dessen zum offenen Kampfe, in welchem ein Korporal und ein Schiffszimmermann getödtet und fünf Soldaten und elf Gesellen schwer verwundet wurden. Von den letzteren erlagen noch mehrere ihren Verletzungen. Dem Auftritte in Bremen folgten ähnliche in Hamburg, Frankfurt und anderen Städten. Und nun rede man noch von den harmonischen Beziehungen zwischen Meister und Gesellen in der „guten alten“ — Zeit des Zunftwesens, die Streiks kamen damals schon ebenso oft vor, wie jetzt.

Rossinis Uhr.

Als Direktor der italienischen Oper zu Paris erhielt der berühmte Komponist Rossini vom Könige Karl X. eine goldene Uhr geschenkt. Er ließ dieselbe gern bewundern und rühmte ihre Vorzüge. Sie ginge nie eine Sekunde vor oder nach, sie schlug Stunden, Viertel und Minuten, sie zeige den Monatsstag und spiele das Gebet aus seiner Oper „Moses in Aegypten.“ Auch verfehlte er nie hinzuzufügen, daß er sie vom Könige für eine Komposition erhalten habe, die genau soviel Noten enthielte, als der Rand der Uhr Brillanten. Eines Tages erregte Rossinis Uhr wieder einmal Bewunderung in einer Gesellschaft. Da meinte ein Rossini unbekannter Herr: „Ich wette, daß Sie alle die guten Eigenschaften dieses Kunstwerks noch gar nicht kennen!“ „Ich diese Uhr nicht kennen, die ich bereits seit sechs Jahren bei mir trage?“ „Und ich sehe 10 000 Francs gegen Ihre Uhr, Sie kennen sie noch nicht völlig!“ Rossini stuchte, meinte dann aber lächelnd: „Nun gut, wenn Sie 10 000 Francs zu viel haben, so mag die Wette gelten!“ „Die Uhr,“ sagte der Fremde, „spielt noch ein Stück und enthält außerdem Ihr Bild: wetten Sie immer noch oder nehmen Sie die Wette zurück? Noch gebe ich Ihnen Zeit!“ „Nein,“ entgegnete Rossini hartnäckig, „ich halte die Wette!“ Nun erbat sich der Fremde die Uhr, drehte dreimal am Bügel, da sprang rückwärts ein Golddeckel ab, Rossinis Bild erschien dahinter, und die Uhr spielte eine Arie aus Rossinis „Tancredi.“ „Ich habe verloren,“ seufzte Rossini, „hier haben Sie meine Uhr!“ „Oh,“ entgegnete abweisend der Fremde, „es schmeichelt mir viel mehr, wenn Sie, unsterblicher Meister, in ihrem Besitze bleiben. Ich habe diese Uhr selbst gefertigt, denn ich

bin Plüvee, der Hofuhrmacher, und versicherte dem König, Sie würden diese Uhr Jahre lang tragen, ohne hinter alle ihre Geheimnisse zu kommen. Und damit habe ich Recht gehabt!“

Lose Blätter.

Große Geister unter sich.

Voltaire und Rousseau pflegten sich, trotz der sie verbindenden Freundschaft, oft recht rücksichtslos aufzuziehen. Als Rousseau eines Tages mit Voltaire speiste und Austern auf den Tisch gebracht wurden, bemerkte der Verfasser des „Emile“, nachdem er sich davon schon tüchtig zugelangt hatte: „Ich könnte eben so viele Austern vertilgen, wie Simson Philister erschlug.“ — „Auch mit derselben Waffe?“ (d. d. Eselskinnbade) fragte Voltaire verschmüht lächelnd. — Rousseau vergaß den auf seine Kosten gemachten Scherz nicht so bald und spähte nach der Gelegenheit, sich zu rächen. Nach einiger Zeit kam Voltaire, während Rousseau abwesend war, in dessen Haus. Da er die Thüren offen fand, begab er sich in das Arbeitszimmer, sah aber hier alle Bücher in großer Unordnung und mit Staub bedeckt umherliegen. Sofort schrieb er mit dem Finger auf einen Buchdeckel das Wort „Ferkel“. Am nächsten Tage begegnete er Rousseau und meldete diesem, er sei gestern in seinem Hause gewesen, ohne ihn anzutreffen. — „Ich weiß es,“ erwiderte Rousseau, „ich habe ja Ihre Visitenkarte vorgefunden.“

Der rechte Almosenbringer.

König Humbert von Italien befand sich einst bei San Sebastiano auf der Jagd. Auf dem Heimwege fand der König eine feinalte, gebrechliche Frau, die Reisig sammelte. Der König befragte dieselbe um ihr Alter. „Bierundachtzig Jahre!“ lautete die Antwort. — „Und habt Ihr Niemand, der Euch das Holz ins Haus trägt?“ — „Nein,“ erwiderte die Alte, „ein einziger Enkelsohn, der mit mir im Häuschen lebte, mußte als Soldat einrücken, und so stehe ich jetzt allein.“ — „Gebt mir Euren Namen und Eure Adresse, so will ich Euch durch einen Boten eine Unterstützung schicken.“ — „Thut das nicht, Herr,“ sagte die Alte, „wenn ich betteln wollte, ginge ich ins Armenhaus, ich danke aber nicht gern.“ — „Ich will den Versuch machen,“ meinte der König. „Ich wette, Ihr werdet den Ueberbringer freundlich begrüßen.“ Zwei Tage später gelangte der Enkelsohn der Alten, Lorenzo Galla, in das Haus seiner Großmutter. In der Tasche hatte er die auf Befehl des Königs erfolgte Entlassung vom Militärdienste und einen Beutel mit Goldstücken.

Wie ein Hohenzoller einen Orden verdiente.

Im Winter 1891 weilte Prinz Karl von Hohenzollern auf einer Orientreise am Hofe in Konstantinopel, wo der Sultan an dem frischen jungen Hohenzollern besonderes Interesse nahm. An einem der letzten Tage des Aufenthalts schritt der Prinz an der Seite des Sultans nach einem Mahle, das ihm dieser gegeben hatte, durch einen Gang, als plötzlich einer der dort aufgehängten schweren Schilde herabfiel und auf den „Herrscher aller Gläubigen“ zu stürzen drohte. Der Prinz sprang blühschnell vor und fing den Schild mit kräftigem Arme auf, den Sultan auf diese Weise vor einem unangenehmen Zufall beschützend. Abdul Hamid verlieh dem Prinzen sofort die goldene und silberne Intiaz-Medaille, die höchste Auszeichnung in der Türkei, die nur für besondere Verdienste gegeben wird, nachdem er ihm schon vorher einen hohen Orden verliehen hatte.

Heirath zwischen Verstorbenen.

Bei einem Volksstamm im Kaukasus besteht eine eigenthümliche Sitte. Sobald einem Elternpaar ein erwachsener Sohn, der Junggeselle geblieben, stirbt, findet sich Jemand bei ihm ein, dem im Laufe des Jahres eine heirathsfähige Tochter gestorben und sagt: „Dein Sohn wird sicherlich einer Gattin bedürfen; ich gebe Dir meine Tochter und Du zahlst mir dafür das Heirathsgut.“ Ein derartiger freundschaftlicher Vorschlag wird nie zurückgewiesen, und wird man sich bald über die Höhe des Heirathsgutes, welche je nach den Vorzügen, welche das lebende Mädchen besaß, wechselt und manchmal recht bedeutend ist, einig.